

Sebastian Lörcher

# Schatten der Gesellschaft

Die Obdachlosen von Berlin



Jaja Verlag

- Leseprobe -

Uwe



» **W**ir sind Schatten. Schatten der Gesellschaft.  
Wir existieren, aber der Gesellschaft sind wir ein Dorn  
im Auge. Man will uns doch eigentlich gar nicht sehen.  
Man redet nicht mit uns, nennt uns Penner oder Asis.  
Wir sind den Leuten peinlich und sie haben Angst, sich  
mit uns zu beschäftigen. Für die meisten sind wir doch  
nur Menschen dritter oder vierter Klasse, für die meisten  
sind wir nur der Abschaum.«







# Schatten der Gesellschaft

Die Obdachlosen von Berlin



# 1 Kälte

Wir sehen sie jeden Tag. Vor dem Supermarkt, unter den Dächern der Bushaltestellen, in Hauseingängen, auf Parkbänken, auf dem Weg zur Arbeit. In Berlin leben nach Schätzungen etwa 5.000 Menschen auf der Straße.

Manche erkenne ich wieder, wenn sie in die Ringbahn steigen und ihren immergleichen Text aufsagen. Manche sind eine feste Institution in dem Viertel, in dem ich wohne. Manchen werfe ich eine Münze zu oder kaufe ihnen eine Zeitschrift ab. Manchen bringe ich ein Brötchen mit oder stecke ihnen eine Pfandflasche zu.

Ich sehe den Mann unter der S-Bahn-Brücke wie er nach vorn gebeugt in seinem Rollstuhl sitzt. Es klappert müde im ausgestreckten Becher, der kleine Hund auf seinem Schoß zittert trotz der Decke, die ihn umhüllt. Ich grüße, flüchtig im Vorbeigehen, ziehe meine Mundwinkel nach oben (gar nicht so einfach, die richtige Mischung zu finden aus beiläufiger Freundlichkeit und zu viel Mitleid) und senke dann doch verlegen den Kopf, als mir der Kontakt mit den freundlichen, traurigen Augen zu lang wird, zu intensiv. Ich bedeute dem Mann, gerade keinerlei Kleingeld in meiner Tasche zu haben und schäme mich gleichzeitig für diese Lüge.

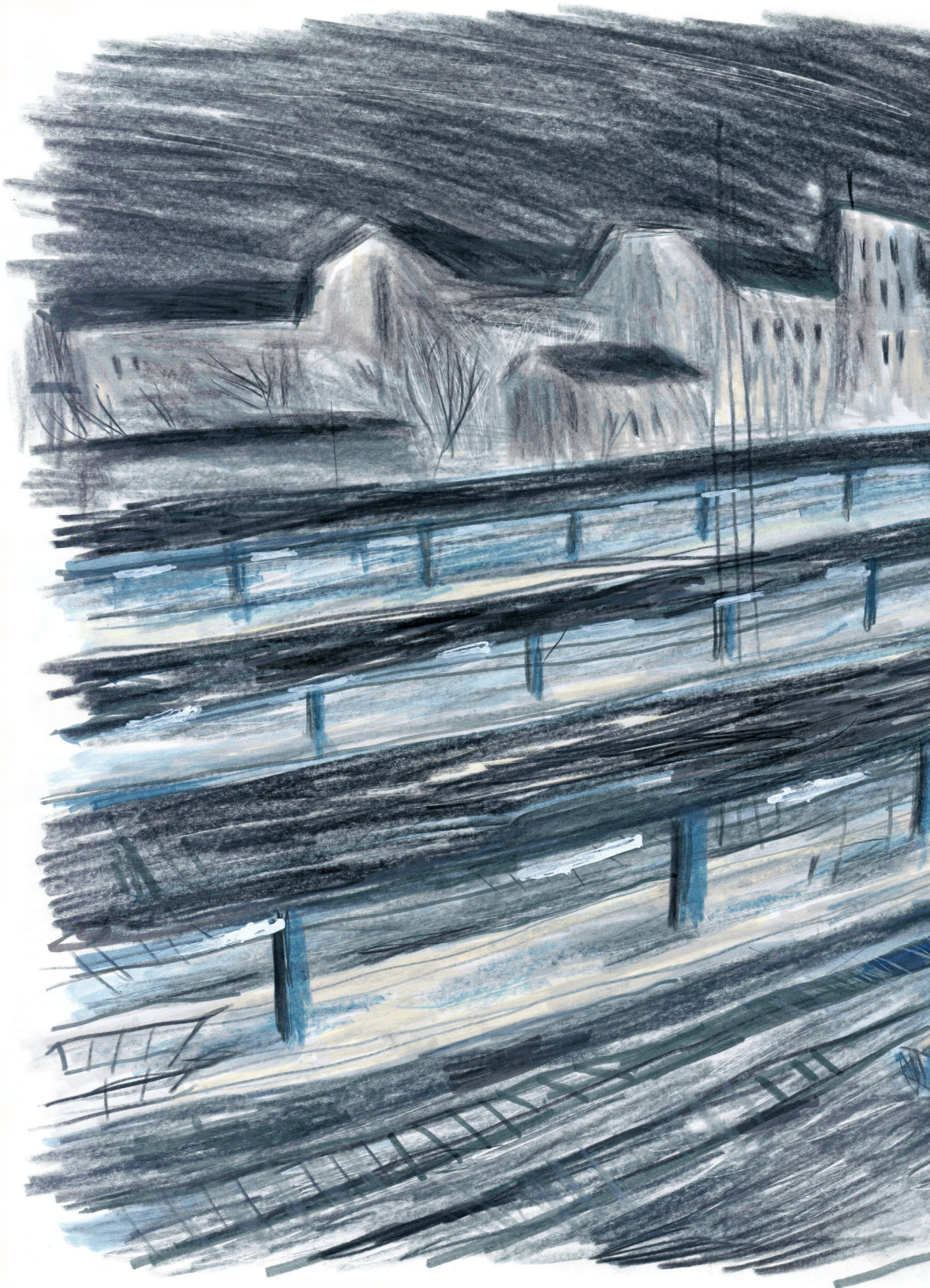
Ich stapfe weiter, vergrabe mein Gesicht tief unter dem Saum meiner dicken Jacke. Wie verdammt nochmal hält diese Person es aus, in dieser Eiseskälte? Und was muss wohl in ihrem Leben schiefgegangen sein, dass sie hier gelandet ist?, frage ich mich, wie oft nach solchen Begegnungen. Meine Gedanken hierzu sind nicht sonderlich einfallsreich: Bestimmt die Drogen, der Alkohol, psychische Probleme ... Aber ist das wirklich so?

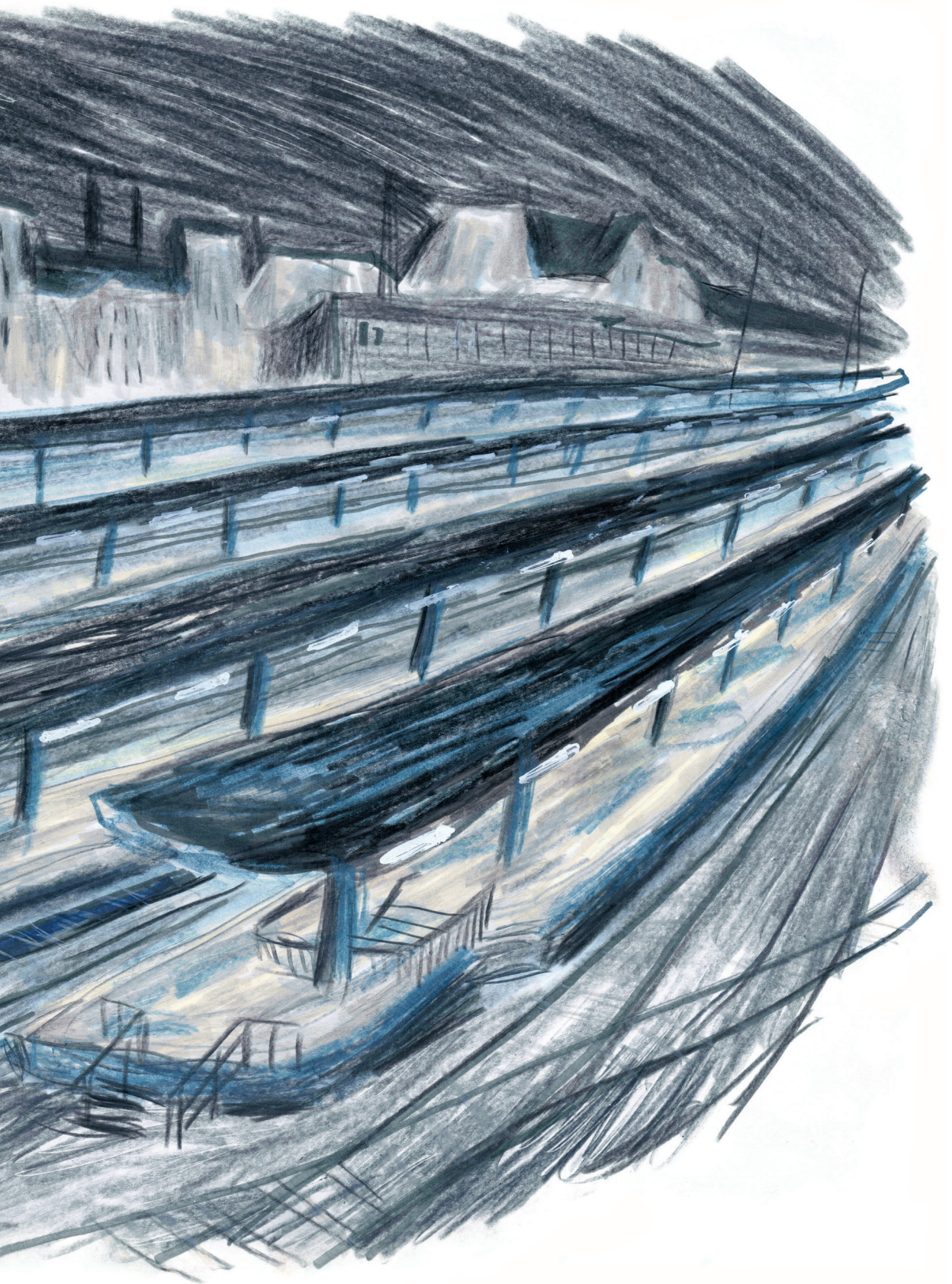


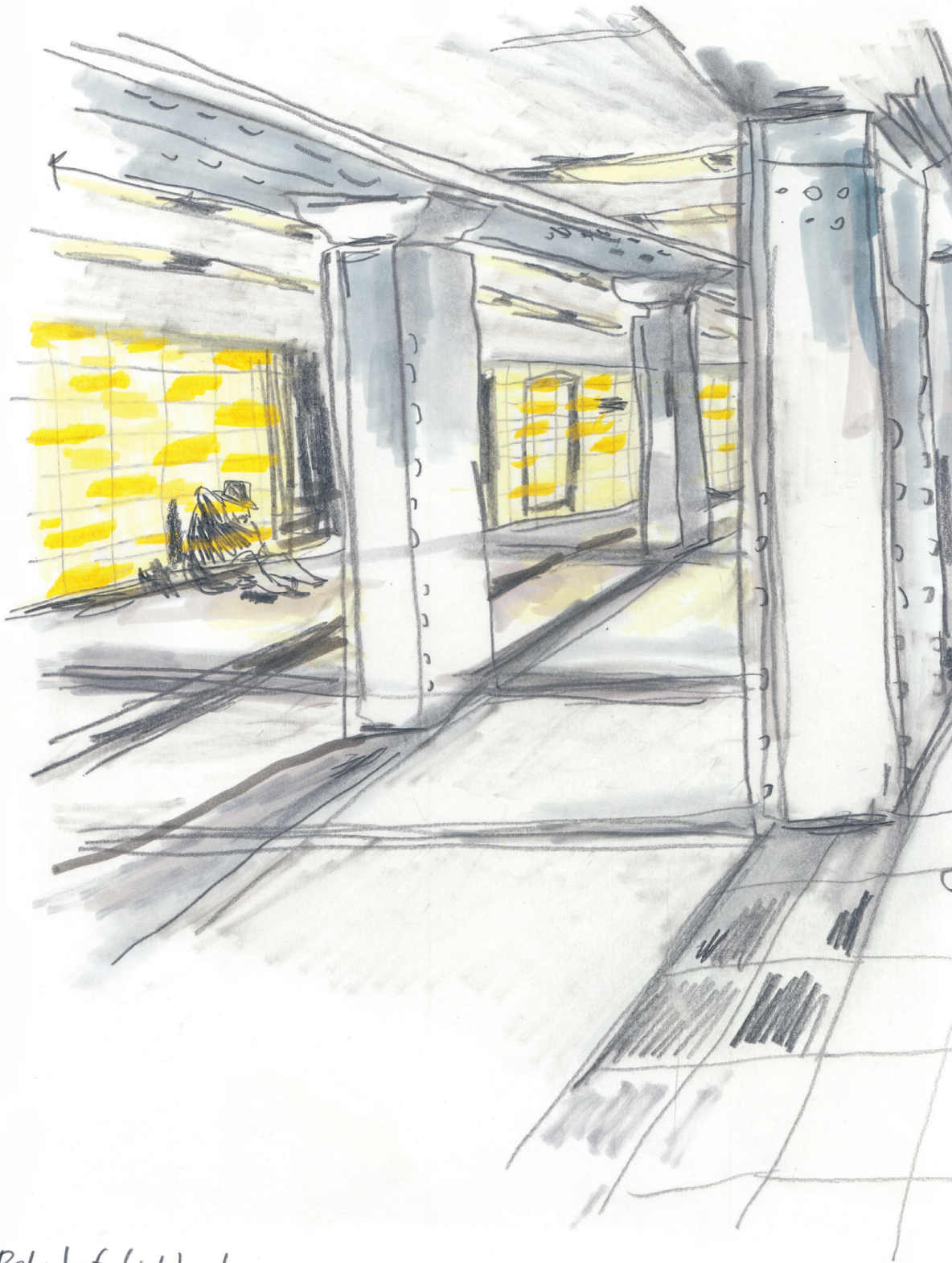
*Warum halte ich nicht einfach mal an und frage?!*

Es ist Januar 2019. Kahle Äste wogen vor grauem Beton. Heizungsrauschen auf Stufe 5. Ich packe Skizzenbuch und Stifte in meinen Rucksack, streife ein zweites Paar Socken über. Die Dunkelheit setzt ein als ich das Haus verlasse, unter den Stiefeln knackt das Eis, das sich auf den dreckigen Pfützen gebildet hat.

Ich gehe an Orte, wo Obdachlose Schutz vor der Kälte des Winters suchen. Ich möchte herausfinden, wer sie sind, die Menschen auf den Straßen Berlins. Ich möchte herausfinden, welche Geschichten sie zu erzählen haben.







Bahnhof Lichtenberg



2

## Im Kältebahnhof

»Suchste 'nen Platz zum Pennen, Großer? Packste Dich einfach mit zu uns!«, schmunzelt ein tabakfarbener Vollbart, als ich mich unsicher zwischen den gelb gekachelten Pfeilern umherdrücke. Grelle Heavy Metal-Musik donnert durch die Unterführung und vermengt sich mit dem eisigen Durchzug. Unter mir rumpelt die U-Bahn.

Mein Blick fällt auf zwei Piercinggesichter, die inmitten eines Berges aus Tüten, Isomatten, Einkaufswagen und Schlafsäcken knutschen. Auf eine Barfüßige, die Selbstgespräche führend ihre Schuhe umher kickt. Auf einen Glatzkopf, der neben einem Geldautomaten die Hose wechselt. Auf eine Gestalt, die unter einer löchrigen Decke braunes Pulver auf einem Alublech erhitzt. Plötzlich frage ich mich, ob mein Vorhaben hier zu zeichnen nicht auch voyeuristisch ist. Und während ich mir das Hirn zermartere, ob ich den Bahnhof wieder verlassen oder doch einen Versuch wagen soll, die Leute hier anzusprechen (und wenn ja, wie?!), sind sie es, die den ersten Schritt machen.

»Cool, kannst mir'n Gruselmädchen malen?«, fragt eine Frau mit Pippi Langstrumpf-Zöpfen als ich versichere, dass ich hier eigentlich zeichnen und nicht nach einem Schlafplatz suchen wollte. Ich bejahe und werde aufgefordert, mich zu setzen. »Kannst auch Mau-Mau?«, fragt ihr **schäkernder Lederjackenkumpel**, während letzte schaurige Striche auf meinem Papier landen. »Wer verliert, bekommt die Nägel bunt lackiert!«, grinst er und verteilt die Karten.

»Ich liebe dieses Leben, ich hasse dieses Leben«, murmelt eine **Rotweintrinkende mit fahlem Gesicht** immerzu vor sich hin, während sie ihren Schlafplatz fegt und mit Blumen dekoriert. Sie setzt sich eine Sonnenbrille über die geröteten Augen und zieht ihre Kapuze über. Erst dann darf ich sie zeichnen. Später hockt sich ihr Freund zu uns. Heute sei ein »echt sau-schöner Tag gewesen«, erzählt er. Sie hätten ihren Pegel erreicht, viel zusammen gelacht und er sei kein einziges Mal aggressiv ihr gegenüber geworden. Von seinem Handy aus ruft sie ihre Tochter an. »Sie fragt mich immer, ob wir uns nicht schämen, hier im Bahnhof zu pennen«, schluchzt sie und umarmt mich, als ich aufstehe.

»Meins, meus, meus!!!« – Ein paar Meter entfernt streiten sich eine **Wollmütze mit Duden** auf dem Schoß und ein Sakkoträger mit Ratte auf der Schulter lachend um die letzten Stücke Dosenthunfisch. Sie imitieren die Möwen aus »Findet Nemo« und zitieren aus »Der Schuh des Manitu«. Als sie beginnen, in Erinnerungen an die Otto-Filme zu schwelgen, klinke ich mich ein. Als Kind habe auch ich seine Filme gerne geschaut. Die Freundinnen der beiden im Lager nebenan verdrehen die Augen. Sie nutzen das ausnahmsweise mal gut funktionierende Bahnhofs-WLAN. Auf ihren Smartphones laufen »Das Dschungelcamp« und »Hart aber fair«. Man müsse ja schließlich wissen, was in der Welt so passiert.

Jensen





» **I**ch gehe arbeiten wie jeder andere auch: Schnorren halt. Ist mein Traumberuf! Seit 28 Jahren mache ich das nun schon und ich könnte mir nichts Besseres vorstellen.

Ich hatte ein Haus, eine Frau, einen Job. Aber als nach der Wende mein Malermeister-Abschluss nicht mehr das Gleiche wert war, die Beziehung kaputt ging und ich mit allem nochmal ganz von vorne hätte anfangen müssen, da hatte ich die Schnauze voll. Keinen Bock mehr auf den Staat, keinen Bock mehr auf die Gesellschaft. Also bin ich raus, raus aus dem System. Auch wenn es anfangs schwer war auf der Straße – rückblickend war es die beste Entscheidung meines Lebens.

Auf der Tasche liege ich damit auch keinem. Hartz IV hab ich nicht beantragt, wegen der ganzen Auflagen. Da musst du dich ständig beim Amt melden und wenn du das nicht machst, kriegst du Strafen. Das ist nichts für mich. Ich will frei sein! Und mein Leben genießen. Ich schlafe, solange ich will, stehe auf und mache wonach mir ist. Wenn ich wegfahren will, setze ich mich in den Bus und tuckel' nach Paris, nach Barcelona, nach Hamburg, nach Düsseldorf ... ich war schon überall und in jeder großen Stadt kenne ich Leute.

Eigentlich bin ich Berliner, aber lieber sage ich: ich bin Erdenbürger. Und wenn du freundlich bist, kommst du ganz schön weit auf dieser Erde. Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus. Darum schenke ich den Leuten mein Lächeln. Das ist doch das Schönste, was ein Mensch zu verschenken hat. Wenn mehr Leute lächeln würden, dann wäre doch die Welt nicht so schlecht, wie sie gerade ist.«



Kerstin



» **G**laubst Du, es gibt Menschen, die kein Talent haben? Denn wenn ich eins hätte, dann wäre ich doch wohl nicht hier, oder?

Ich habe Scheiße gebaut, das weiß ich. Dabei war ich auf einem guten Weg: Ich war auf Alkohol-Entzug und habe in einem betreuten Wohnheim gelebt. Nebenbei habe ich ein unbezahltes Praktikum in einer Klinik gemacht und mich um demente Menschen gekümmert. Bei mir haben sich die Alten wohlfühlt. Weil ich mich für sie interessiert habe. Mir haben sie ihre Lebensgeschichten anvertraut, bei niemand anderem haben sie das gemacht. Eine Frau zum Beispiel, die nie einen Ton gesagt hat, hat auf einmal wieder gesprochen, als sie mit mir spazieren war. *Schauen Sie! Ein Regenbogen!*, hat sie gesagt und ich habe hochgeschaut ... und da war wirklich einer!

Zwei Abteilungen habe ich quasi alleine geleitet. Meine Kolleginnen haben nichts anderes gemacht als rauchend im Mitarbeiterzimmer zu sitzen und gemein zu mir zu sein. Eines Tages ist mir alles zu viel geworden. Die ganze Arbeit, die Lästerei, die unendlich vielen Termine, die ich täglich wegen der Therapie hatte ... Ich bin in den Supermarkt gegangen und habe mir eine kleine Flasche Rotwein gekauft. Von da an ging alles wieder bergab. Ich bin rückfällig geworden und kurze Zeit später aus dem Wohnheim geflogen.

Jetzt bin ich hier, zwischen all den Leuten, die ständig am Rad drehen. Ich empfinde Liebe für alle von ihnen, glaub mir. Ich verstehe mich mit allen und wir sorgen füreinander. Aber ich will einfach mal wieder dort sein, wo es sich normal anfühlt. Einfach mal wieder am Leben teilnehmen. Bei meiner Tochter sein, tanzend auf einer Party, singend auf einem Konzert ... Mein Freund und ich, wir haben uns geschworen, dass wir es schaffen. Wir wissen schon, das geht nicht von einem Tag auf den anderen. Aber gemeinsam kommen wir hier wieder raus, Schritt für Schritt.

Ich will den Regenbogen wieder sehen, weißt du. Und die weißen Schmetterlinge. Hast du die mal gesehen, die weißen Schmetterlinge?«









Dennis



»Ich bin ein Suchender. Nach Worten. Ich mache mir viele Gedanken über die Ängste der Menschen. Die Angst vor Verlust ihres Eigentums, ihrer Macht, ihres Status', ihrer Komfortzone. Die Angst vor dem Fremden, vor dem, was nicht so ist wie sie. Die Menschen geben ihre Ängste weiter und projizieren sie auf ihre Kinder und die folgenden Generationen. Aus Angst entsteht Gewalt, das sieht man nicht zuletzt hier im Bahnhof. Diesen Fortlauf zu durchbrechen, dafür würde ich gerne eine Lösung finden. Wir Menschen können doch so viel mehr als das hier. Wir alle.

Ich habe schon einiges dazu im Kopf, aber ich habe noch nicht den Eindruck, dass ich genügend Worte gefunden habe, um exakt das auszudrücken, was ich denke. Darum durchforste ich jede Nacht kreuz und quer den Duden und lerne neue Begriffe und Definitionen. Solange, bis ich irgendwann meine Theorien formulieren kann.

Bis vor einem Jahr habe ich Informatik und Philosophie in Trier studiert. Ich hatte Schulden, die ich nicht begleichen konnte und bin aus meiner Wohnung geflogen. Zu Beginn bin ich bei Freunden untergekommen, aber irgendwann hatte ich keine Lust mehr, ihnen ständig zur Last zu fallen. So habe ich mich entschieden, auf der Straße zu leben. Nach Berlin zu kommen, war eine spontane Entscheidung.

Für den Moment will ich erstmal nicht mehr ins *normale* Leben zurück. Man hat ja immer die Wahl, ob man sesshaft oder Nomade sein will. Und ich will die Welt sehen. Ich war noch nie außerhalb Europas! Irgendwann, wenn ich 60 bin, brauche ich das auch nicht mehr machen, warum also nicht jetzt?

Jeder Mensch braucht einen Wohlfühlort. Mein Wohlfühlort ist mein Kopf. Man kann sich so herrlich schön zurückziehen darin. Und überall mit hinnehmen kann man ihn auch.«







**I**m Fünf-Minuten-Takt spült der Untergrund Menschen auf dem Weg in den Feierabend die Treppen empor. Eine Sonnenstudiogebräunte hält sich ihren Schal über die Nase, ein Flanellanzug mit rosa Krawatte senkt den Blick, zwei Jungs mit Fußballtaschen beschleunigen feixend den Schritt. »Meine Lieben, 'ne winzige Spende?«, ruft ihnen ein schunkelnder Magazinverkäufer hinterher. »Willste das nich' auch mal probieren?«, fragt er mich und hält mir einen Stapel Straßenzeitungen hin. »Dann musste nich' rumkritzeln für dein Geld!«

»Ach, das mit der Zeichnerei ist doch besser als die ganzen Leute, die hier durch unsere Lager latschen und einfach so Fotos von uns machen«, zuckt ein Hustender mit roten Backen gleichgültig mit den Schultern. Ich hatte ihn umständlich gefragt, ob ich ihn portraituren dürfe. »Andere Leute jonglieren auf der Straße oder rappen irgendein wirres Zeug. Da wird man ja wohl noch zeichnen dürfen«, lächelt eine Stotternde mit geweiteten Ohrläppchen. »Deine Zeichnung beweist mir, dass ich ein Mensch bin. Und das macht mich froh«, meint ein rauchender Schlapphut, wirft einen Tennisball gegen die Wand, fängt ihn geschickt wieder auf, streichelt ihn, nennt ihn liebevoll sein »Kindchen« und lässt ihn wie etwas sehr Kostbares wieder zurück in seine Tasche gleiten.

Je öfter ich den Bahnhof besuche und die Male darauf mit freudig erwarteten Kopien ihrer Portraits zurückkehre, desto mehr etabliere ich mich bei den Menschen hier. Umgekehrt wird auch für mich der Aufenthalt an diesem Ort normaler – das Zusammensitzen in den Lagern, die Unterhaltungen. Mehr und mehr entspannen sich die Striche auf meinem Papier und mit ihnen auch ich. Wäre da nur nicht die Kälte.



»Haste noch Zeit für'n Bild von unserer kleinen Familie?«, fragen mich eines Nachts zwei Punks namens Filmriss und Dragon. Es ist mittlerweile ein Uhr, die eisige Luft hat sich durch alle Schichten meiner Kleidung geschnitten und ich sehne mich nach nichts mehr als unter drei Decken in meiner warmen Wohnung zu liegen. Ich geselle mich zwischen die Hunde Bronko, Sheila und Odin, missbrauche mein Skizzenbuch als Sitzkissen für meinen frierenden Hintern und nehme einen Zug von der mir angebotenen Wasserpfeife. Ein Mann in Bomberjacke wankt vorbei und spuckt in unsere Richtung.

»Ich schlitz euch auf, wenn ihr schlaft!«, keift er. »Alerta! Alerta! Antifascista!«, brüllt es zurück. Fäuste klatschen, Flaschen bersten, Lippen bluten, die Hunde bellen. Polizisten und andere Tunnelbewohner stürmen dazwischen, eine zeternde Frau bekommt einen Schreikrampf, Sicherheitskräfte drohen mit der Räumung des Bahnhofs, ein klatschender Mann mit »Hirntot«-Schriftzug auf dem Unterarm singt das »Backe, backe Kuchen«-Lied, eine Fransenjacke mit Gitarre übergröhlt ihn mit »Knock-knock-knocking on Heaven's Door«.

»Das is' eine Schlafmeile, keine Partymeile!«, stöhnt ein Schlaftrunkener. »Das is' die Straße«, seufzt ein **Streetworker**. »Das is' besser als Kino«, amüsiert sich ein Kinnbart, verschränkt die Arme hinterm Kopf und lehnt sich zurück an die gelben Kacheln.

Andi



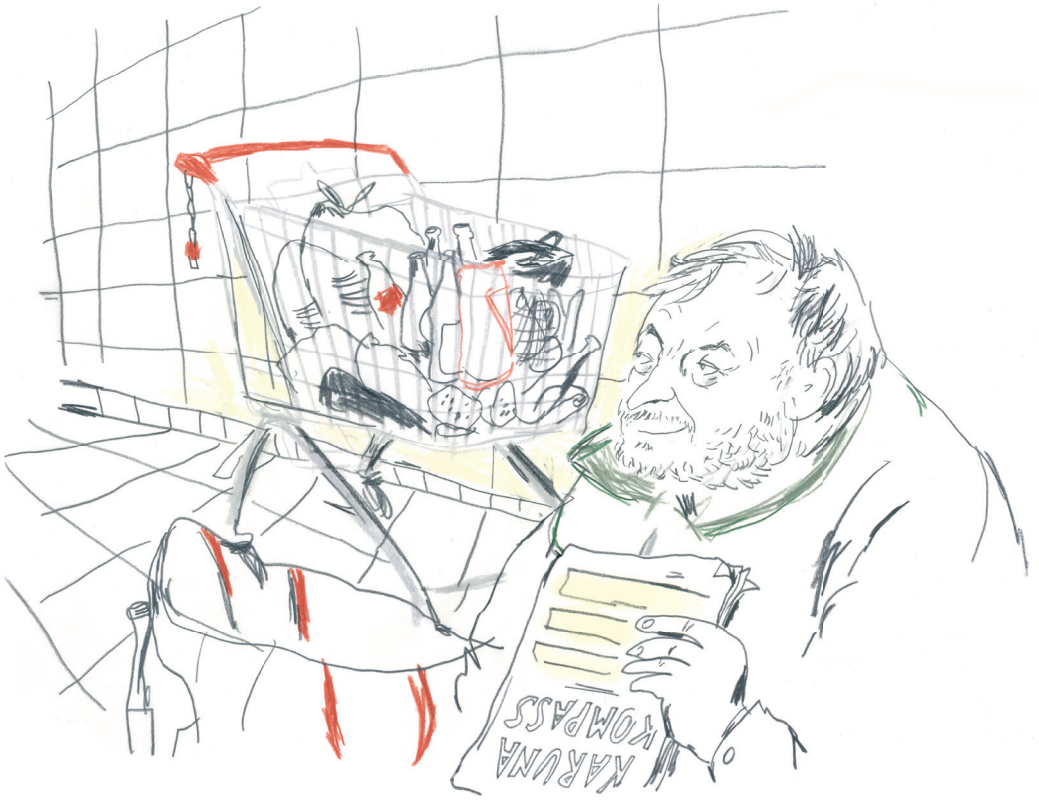
»**I**mmmer nett sein und grinsen! Dann hast du die besten Chancen, dass die Leute dir was geben. Manchmal hab ich aber gar keinen Bock zu grinsen. Muss ich dann aber trotzdem machen. Und irgendwann hab ich das Gefühl, als hätte ich einen Knüppel im Kiefer und der ganze Mund tut mir weh am Abend ... Ich mache das auch gar nicht so gern, das mit dem Zeitungen verkaufen und dem Schnorren. Ist mir oft einfach unangenehm, die Leute anzusprechen.

Ich denke hier viel über das Leben nach. Und wie alles so weit kommen konnte. Es gibt Leute, die mögen das Leben *auf Platte*. Aber da liegst du im Bahnhof, in der Kälte, in deinem Durcheinander und deiner Pisse. Du lässt dich beklaugen, hörst die ganze Nacht Geschrei, trinkst deine drei Flaschen Schnaps am Tag, kannst kaum mehr Laufen von der ganzen Sauferei und stinkst so sehr, dass du dich eigentlich gar nicht mehr in die Öffentlichkeit traust. Was ist denn daran schön?

Aber ich hätte es ja besser haben können. Ich war mal vier Jahre lang trocken. Vier! Ich war auf Entzug in einem Heim, hatte ein Zimmer mit Möbeln und allem drum und dran. Irgendwann gab es dann mal wieder ein klitzekleines Feierabendbier, wie es jeder halt so macht – und zack!, vorbei war's. Ich mache mir viele Vorwürfe deswegen.

Jaja, der Teufel aus der Flasche ... Das ist doch ein echtes Problem, hier in der Bundesrepublik. Dass du so günstig an Alkohol kommst! Du gehst in den Supermarkt, zahlst fünf Euro für eine Flasche Schnaps und 50 Cent für ein Bier. Da kann ich mir viel kaufen mit meinen 20 Euro, die ich am Tag mit dem Magazin verdien. Ist doch klar, dass man da Alkoholiker wird.

Ich glaube, ich möchte das mal wieder machen. So einen Entzug und Therapie. Vielleicht sollte ich einfach nochmal anrufen, da in dem Heim. Ich kam ja immer ganz gut aus mit den Leuten dort. Aber ob ich mich das traue? Ist mir schon ein bisschen unangenehm, dort anzurufen und zu sagen, was aus mir geworden ist. Hab mich ja ganz schön runtergewirtschaftet, wa? Aber jeder sollte doch eine zweite Chance verdienen. Macht doch jeder mal einen Fehler, oder?«



Fritz



»**U**m die Flüchtlinge kümmert sich die Regierung. Für die ist Geld da, für die werden Container aufgestellt, in denen sie unterkommen können. Warum macht man das nicht für uns?

Ich war Eisenflechter und habe im Stahlwerk gearbeitet. Irgendwann hat der Betriebsarzt gesagt, meine Wirbelsäule könne man nicht mal mehr als Garderobenständer benutzen. Ich habe meine Arbeit verloren und bin auf der Straße gelandet. Und jetzt stecke ich fest: Hast du keine Wohnung, kriegst du keine Arbeit. Hast du keine Arbeit, kriegst du keine Wohnung. Das ist ein Teufelskreis.

Wenn ich wenigstens Hartz IV bekommen würde. Aber bei diesen ganzen Formularen, da blickt ja kein Mensch durch, wer soll denn das bitte verstehen? Eine Streetworkerin hat gesagt, dass sie nächste Woche mit mir aufs Amt geht und dann erledigen wir die Sache. Keine Angst soll ich haben, hat sie gesagt.

Mit meinen alten Knochen hier auf der *Platte* zu pennen, das ist kein Spaß, das kann ich dir sagen. Der Mensch braucht einfach sein eigenes Zuhause. Wo er die Tür zu machen kann, wo sich keiner mit Krätze in sein Bett legt, wo er seine Ruhe hat.

Mit so einem bisschen Ruhe kann man sich ja ganz anderen Dingen widmen. Wenn ich wieder eine Wohnung habe, besorge ich mir erstmal so eine schöne alte Nähmaschine und fange das Schneidern wieder an. Und Pferdebilder würde ich gern wieder malen, das habe ich früher in meiner Freizeit gemacht. Mein Onkel, der hatte einen Haflinger. Den hab ich mir genau angeguckt und danach für ihn zum Geburtstag auf ein Stück Holz gepinselt. Als er das Bild gesehen hat, da hat er geweint. Aber hier im Tunnel kannst du sowas komplett vergessen. Bei dem ganzen Radau und der Kälte kann man ja kaum weiter denken als ein Schwein scheißt.«





Wiltfried



» **V**erlust ist mein Lebenselixir geworden. Gestern hat man mir mein Handy geklaut, beim Schlafen, einfach aus der Hand heraus. Dafür hab ich heute einen Tennisball gefunden. Was war ich froh, was war ich glücklich! Wenn man nichts mehr hat, dann kann so ein Tennisball Gold wert sein. Was man damit alles machen kann! Und vor allem: was man darin alles sehen kann. Das Gesicht von Ronald Reagan zum Beispiel, den äußersten Stern des Sonnensystems, die Krallen eines Habichts, das Zepter Ludwigs des XVI. ... Das alles fällt einem erst auf, wenn man ewig keinen Tennisball mehr in der Hand gehabt hat.

Früher, zu Ostzeiten, war ich Bildhauer und habe aus meinen Holzklötzen all die Dinge geschnitzt, die ich darin gesehen habe. Dieses Leben habe ich verloren. Trotzdem versuche ich, die positiven Seiten zu sehen. Ich bin einigermaßen gesund, ich bin frei, ich habe gute Leute um mich herum und erfreue mich an den wenigen Dingen, die mir der Alltag so anspült. Auch wenn sie am nächsten Tag oft wieder weg sind. Wenn du in der Scheiße sitzt, musst du die kurzen Momente des Glücks auskosten so gut wie es eben geht.

Jaja, der eine sitzt in seinem Reichtum am Wannsee, der andere sitzt mit einem Tennisball am Lichtenberger Bahnhof. Heißt aber nicht, dass der am Wannsee mehr Freude empfinden kann.«



André  
(streetworker)



»**U**nser Job im Kältebahnhof ist in erster Linie, dafür Sorge zu tragen, dass hier keiner erfriert. Daneben versuchen wir, wo es geht die Leute in ihren persönlichen Situationen zu unterstützen. Einigen kann man helfen, andere sind einfach nur froh, wenn man sie als Mensch behandelt.

Ich war selbst schon obdachlos. Ich habe auf Gran Canaria gelebt und 500 Euro am Tag verdient. Als mich meine Frau verlassen hat, bin ich nicht mehr klargekommen, habe all mein Geld versoffen, bin zurück nach Deutschland gekommen und dann im Sozialsystem gestrandet. Ich war dreimal klinisch tot, lag im Koma, saß im Rollstuhl, bin fast erfroren ... Irgendwann habe ich mich zu einer Therapie aufgerappelt und mich da wieder rausgekämpft. Seit eineinhalb Jahren bin ich zurück im Leben, habe eine eigene Wohnung und helfe seitdem Obdachlosen.

Die Ursachen für Obdachlosigkeit sind meist emotionaler Natur. Der Verlust des Partners ist der häufigste Grund. Ich kenne aber auch jemanden, der obdachlos geworden ist, weil sein Hund gestorben ist. Er stand dem Tier so nahe, dass er dessen Tod einfach nicht verkraftet hat. Bei anderen wiederum hakt es an Kleinigkeiten. Zum Beispiel weil sie Behördenbriefe nicht verstehen. Sie haben keine Ahnung wie man Formulare ausfüllt, schämen sich es zuzugeben und sich Hilfe zu holen und schon nimmt die Misere ihren Lauf.

Die allerwenigsten sind aus Überzeugung auf der Straße. Aber viele machen eben aus der Not eine Tugend und sagen, dass sie gerne draußen und in sogenannter Freiheit leben. Im Sommer kann Obdachlosigkeit auch mal schön sein, aber gerade im Winter ist diese Freiheit doch eine sehr eingeschränkte. In Wahrheit wünschen sich fast alle eine eigene Wohnung.

Hier im Bahnhof haben wir eklatante Schwierigkeiten mit den Passanten. Klar passiert es, dass die Obdachlosen sich auch untereinander mal zoffen. Aber größtenteils sind sie friedlich. Die meiste Gewalt geht von anderen aus – von Rechten, die die Punks anpöbeln, von Alkoholisierten, Hohnäsigen und Touristen, die sich über die Obdachlosen aufregen oder lustig machen. Die meisten, die hier durchgehen, sehen sich als etwas Besseres. Nur weil sie eine Wohnung oder teure Klamotten haben. Und dann schnorr so jemanden mal um 10 Cent an. Der glaubt, das Recht zu haben, mit deinem Leben zu machen, was er will.



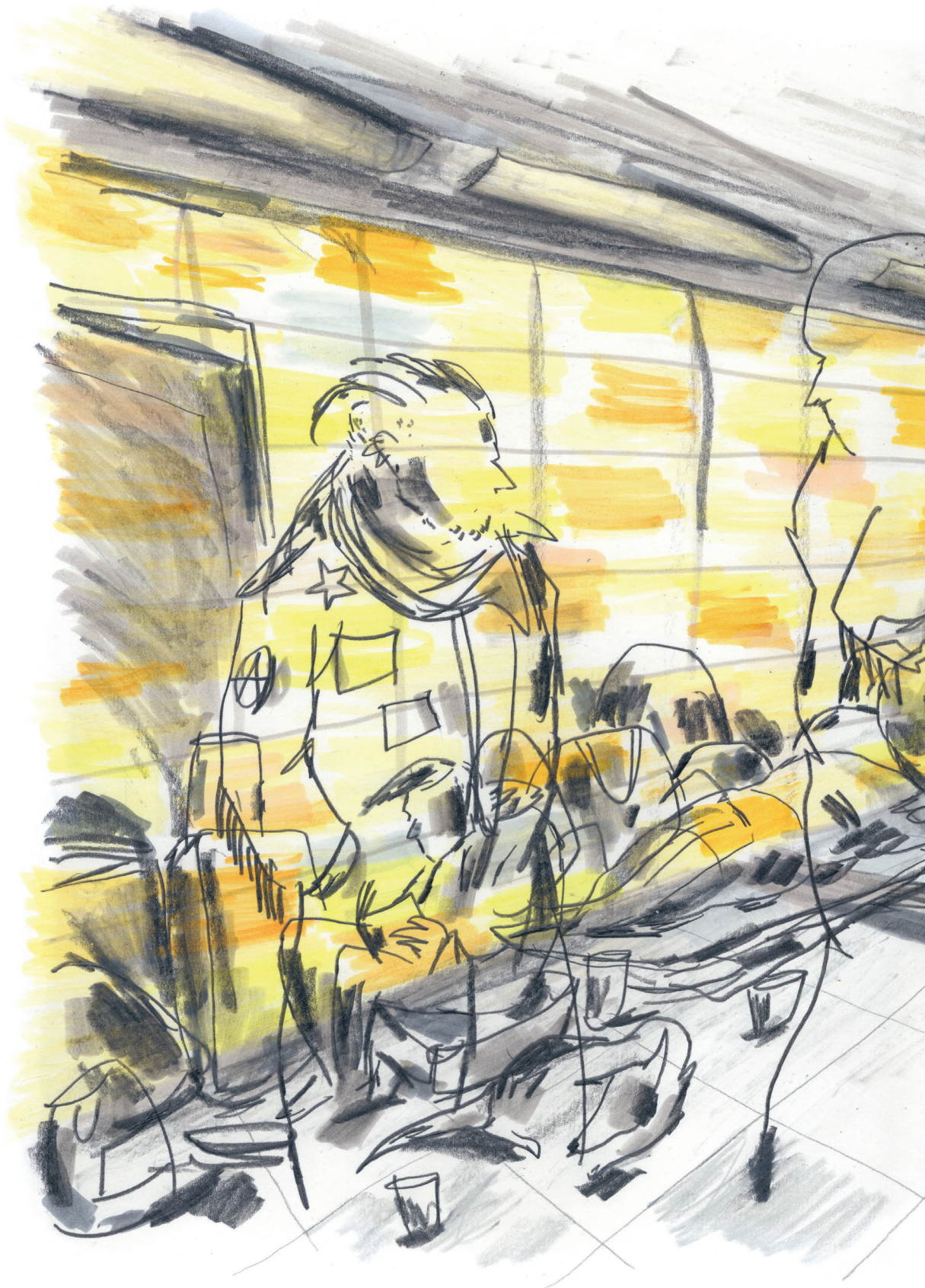
Ich möchte mit meiner Arbeit dazu beitragen, das Bild zu ändern, was die Leute von Obdachlosen haben. Viele Leute urteilen sehr schnell und sagen: *Der ist doch selber schuld, der hat doch das Saufen angefangen!* Aber man sollte sich die Frage stellen: *Warum* hat er angefangen zu saufen? Natürlich ist ein großer Teil eigenes Verschulden, aber zur Obdachlosigkeit kann es nur führen, wenn die Gesamtlage prekär und das Umfeld dafür ausgelegt ist.

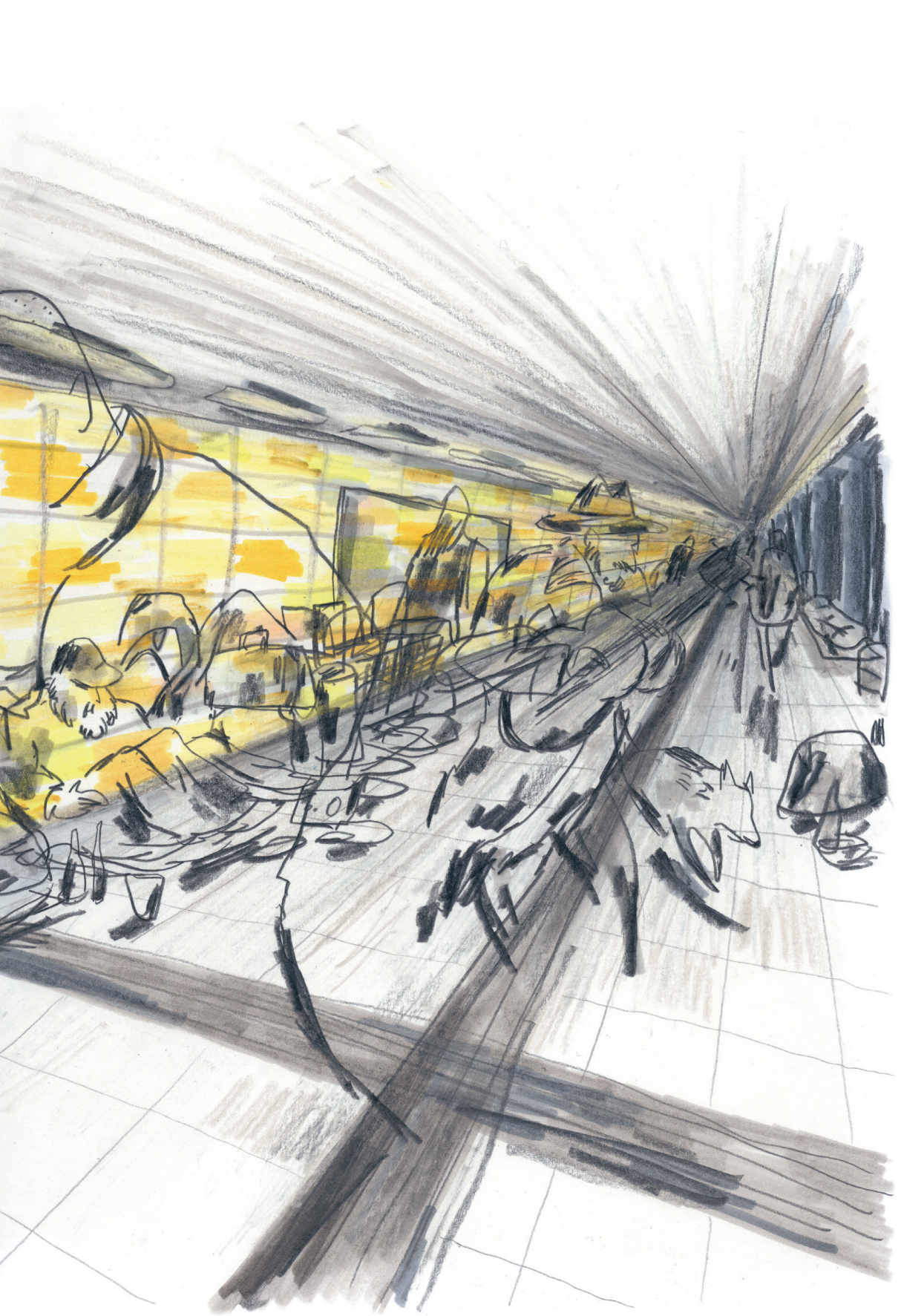
Wir sollten Obdachlose als das ansehen, was sie sind: als ganz normale Menschen. Als Menschen, denen aus irgendwelchen Gründen das Leben entglitten ist. Die alle mal kleine Knipse waren und ihren ersten Schultag hatten, die Väter, Mütter oder Ehegatten sind. Und die emotional völlig gleichwertig sind, wie du und ich.

Und auch unser Sozialsystem gilt es zu überdenken. Bislang haben wir ein Säulensystem: die Obdachlosigkeit, dann die betreuten Übergangshäuser mit Sozialarbeit und erst wenn die Wohnfähigkeit bescheinigt wird, besteht die Chance auf eine eigene Bleibe. Diese Bescheinigung zu erlangen, ist allerdings unfassbar schwer. In einem betreuten Wohnheim ist man massivem Druck ausgesetzt. Macht man nur einen einzigen Fehler, wird rückfällig oder verpasst einen Therapietermin, wird man wieder vor die Tür gesetzt und verliert auf einen Schlag sein komplettes soziales Umfeld. Von einem *normalen* Menschen wird 100 Prozent verlangt, wenn er 70 bis 80 Prozent leistet, ist jeder zufrieden. Von einem Obdachlosen aber werden 150 Prozent verlangt.

*Housing First* ist ein besserer Ansatz. Das ist die Idee, jedem Obdachlosen ohne Wenn und Aber eine eigene Wohnung zu geben. Es gibt nur zwei Regeln: die Hausordnung einhalten und jede Woche einen Sozialarbeiterbesuch zulassen. Ein eigener Rückzugsort mit geregelter Umgebung ist existenziell wichtig! Er gibt Selbstvertrauen, man fühlt sich wieder zur Gesellschaft gehörig und hat Zeit und Kraft, sich auf seine eigentlichen Probleme zu konzentrieren. Dieses Konzept ist bereits sehr erfolgreich in Mexiko, Spanien, Finnland, Dänemark und einigen Städten der USA. Auch unsere Politik beschäftigt sich damit. Nur gibt es momentan noch nicht genügend freie Wohnungen und es fehlt an professionellen Helfenden.

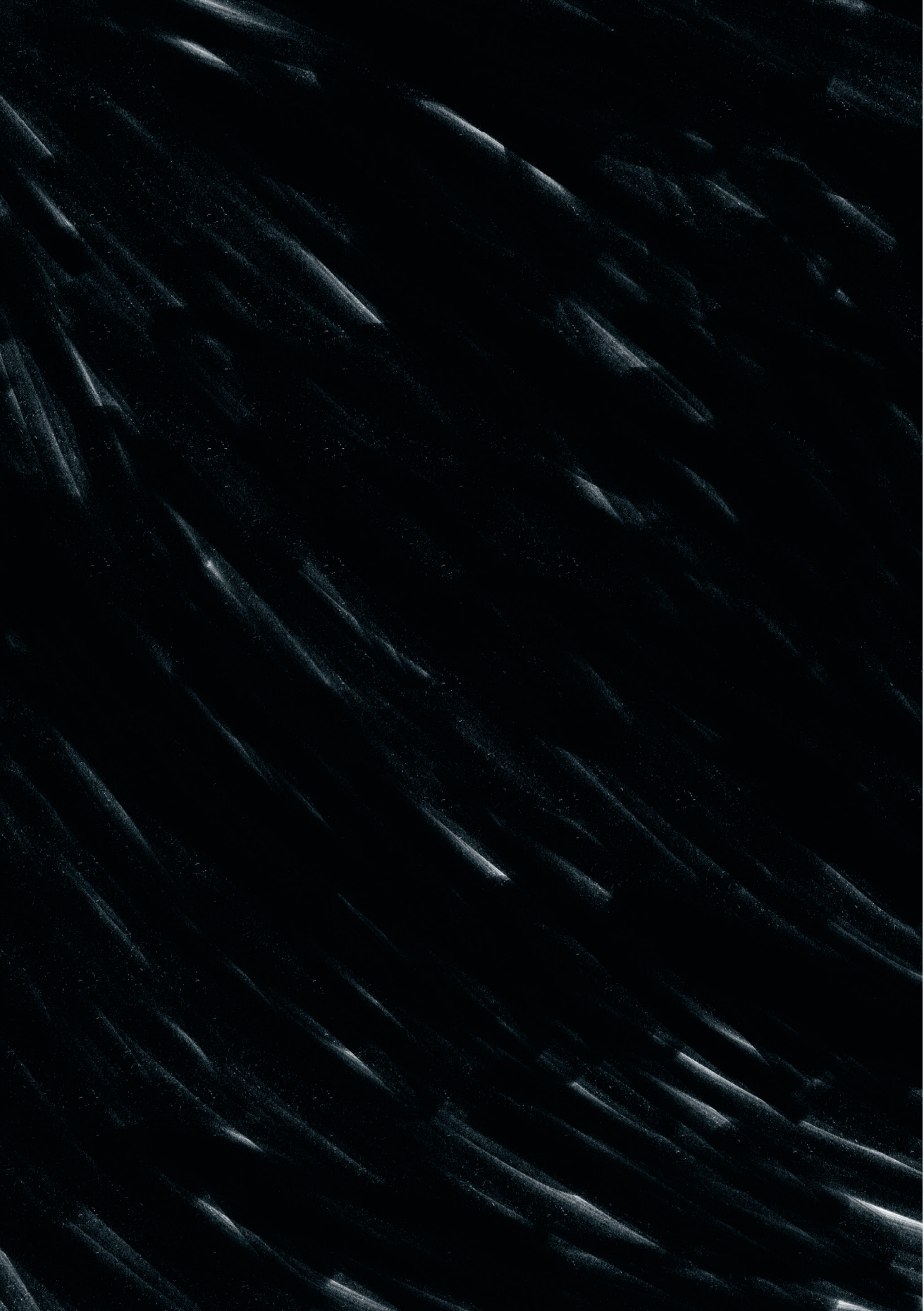
Aber ich werde mich weiter für diese Idee einsetzen. Mein Ziel ist es, alle Obdachlosen von der Straße zu holen. Und ich denke, das ist möglich.«





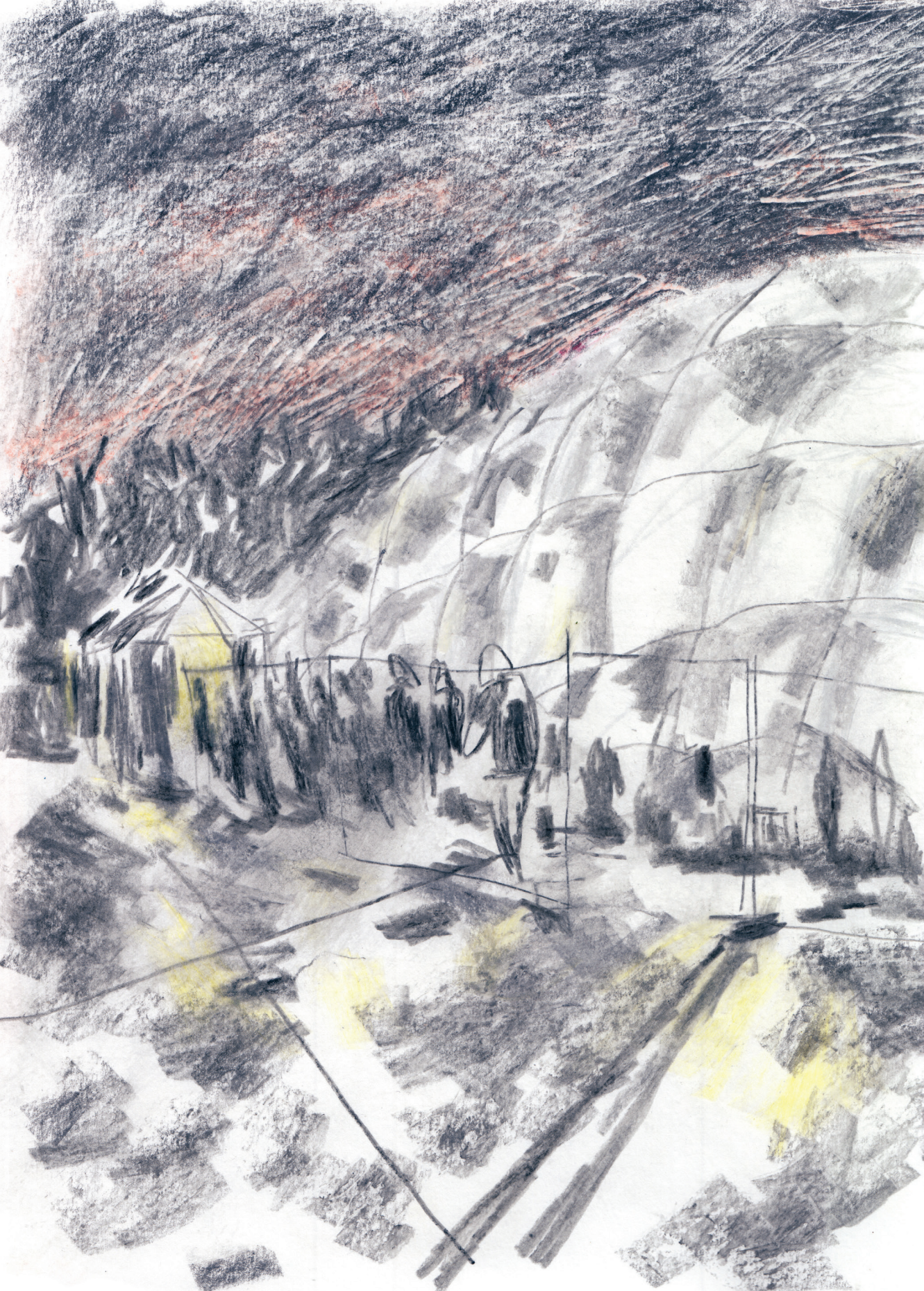




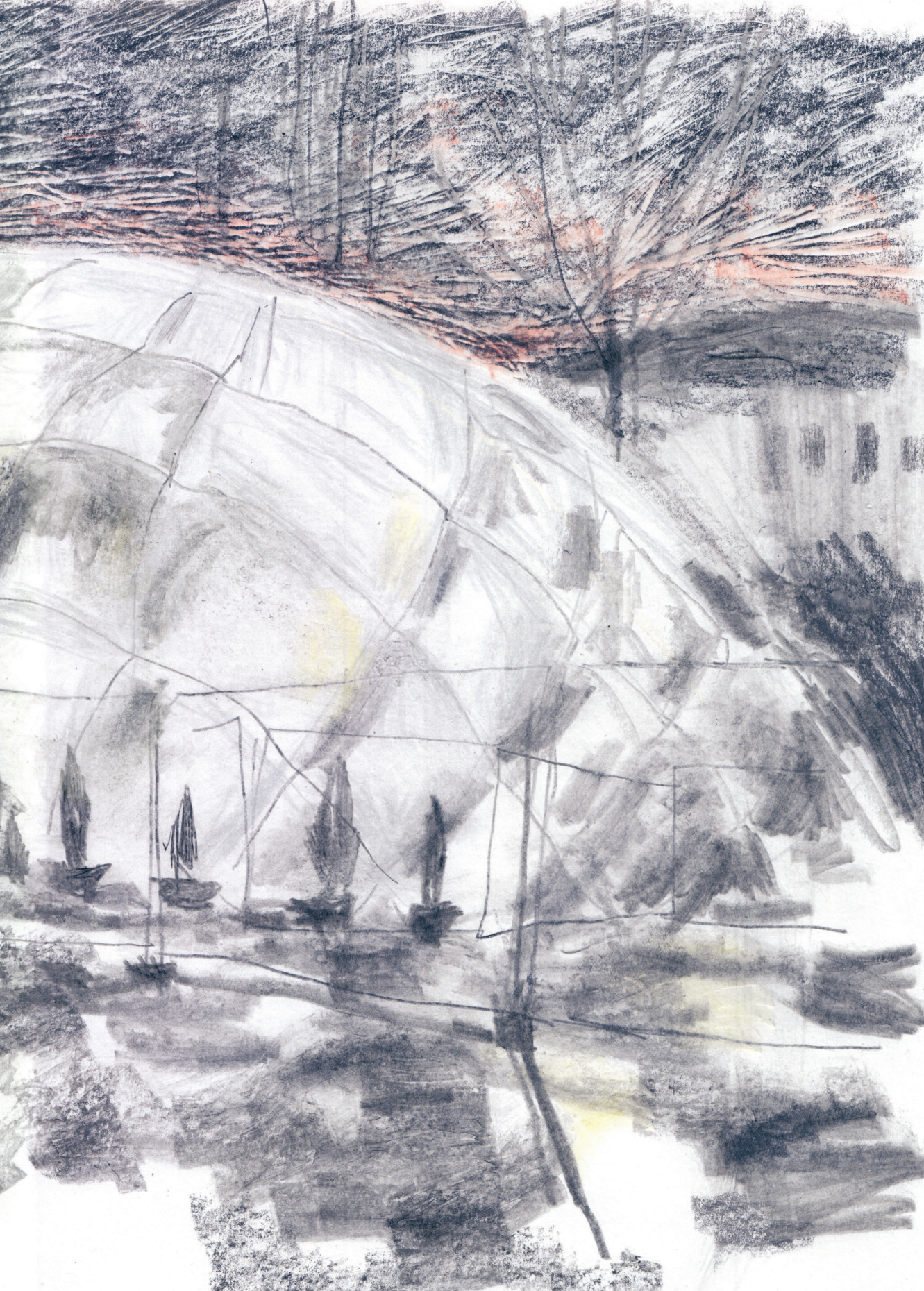


# 3 Im Wärmezelt

»Verpetzte uns aber nich', ne?!«, grinsen der Mann mit dem Silberblick und der mit dem schwarzen Schneidezahn und nehmen tiefe Schlücke aus Pilsator-Dosen, die sie unter ihren Jacken versteckt halten. Den kreisenden Joint lehne ich dankend ab. Mit angezogenen Schultern stehe ich dicht an dicht zwischen Daunenjacken, Fellkragenparkas, Tüten und Rucksäcken, inmitten sich begrüßender Ghetto-Fäuste, Alkoholfahnen und strenger Körpergerüche. Zu meinen Füßen erbricht sich ein Mann mit Ohrenschützern. Alle sind fixiert auf die sich öffnende Tür: Als die Sicherheitskräfte die Schlafplatznummern ausgeben, gerät der Container vor der weißen Kuppel ins Wanken.









Notübernachtung am Containerebahnhof



**M**eine steifen Glieder entspannen sich etwas, als ich das warme Zelt betrete. Aus den Lautsprechern dudelt Radio Fritz, gut gelaunte Helferinnen und Helfer verstauen Gepäck, verteilen Eintopf, Friseurinnen rasieren Undercuts und stutzen Bärte. Ich setze mich an einen Tisch mit blumengemusterter Plastikdecke, fingere mir etwas verlegen einen trockenen Lebkuchen aus einer Schale und setze den Stift an.

»Willkommen am Tisch der germanischen Fraktion«, sagt ein **Pferdeschwanz mit Bundeswehrabzeichen**, nachdem er mir einige Minuten lang eindringlich über die Schulter geblickt hat und ich so getan habe, als würde mich das nicht irritieren. Seine Kumpane nicken. Sie erzählen, dass die Bundesrepublik nicht mehr das »Goldene Land« sei, das es früher einmal war und werfen verächtliche Blicke in Richtung des Tisches der »Polacken«, die immer nur über Deutschland schimpfen würden.

»Es gibt viel Rassismus und Feindseligkeit unter uns Obdachlosen. Von Seiten der Deutschen, aber auch von Seiten der Osteuropäer«, erklärt ein unablässig handytippender Mittdreißiger am Nebentisch. »Aber wir, wir sind doch wie 'ne kleine Familie. Wir halten alle zusammen!«, wirft ein Goldkettenumhängter mit Schluckauf ein. »Bloß, dass man sich innerhalb einer Familie eigentlich nicht beklauen sollte ...«, knurrt eine Tätowierte mit Sicherheitsnadel in der Nase und verengt die grauen Augen zu Schlitzeln.

»Ich mag Deutschland. Es ist alles nicht so barbarisch wie in meinem Land, wo jemand wie ich kaum Hilfe erhält«, sagt ein slowenischer Hundebesitzer, den ich sofort wiedererkenne. Ich war letztens unter der S-Bahn-Brücke an ihm vorbeigelaufen. Jedes seiner Worte bringt er nur mit großer Mühe über die Lippen. Seinen Rollstuhl solle ich nicht zeichnen, bittet er, »lieber einen Ferrari oder BMW«.

»Kann man mitmachen?« Ein schüchternen Blondschoopf setzt sich zu uns und streicht ehrfürchtig über meine Buntstifte. »Ist ganz schön lange her ...« Tief über das Blatt gebeugt werkelt er wortlos und mit akribischer Genauigkeit an einer einzelnen Zeichnung. Solange, bis die Lichter im Zelt gedimmt werden. Das fertige Bild, ein lachender, von skurrilen Pflanzen umwucherter Berg, steckt er unauffällig in mein Skizzenbuch.